

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 17 (1927)

**Heft:** 33

**Artikel:** Fernweh

**Autor:** Schweizer, Walter

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-644105>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 30.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Die Zeit ist so eingestellt, daß man beinahe aus jedem Gebiet der Schweiz an einem Tag hin und wieder zurück gelangen kann. Spieltage sind alle Sonntage bis und mit 10. September, dazu noch der Samstag vom 13. August.

Hanns E. Hugger.

## Berner von der Schulenburg: Der junge Burckhardt.

Wer, vielfach gebrannt, vorsichtiger in der Auswahl seiner Lektüre geworden ist, greift nicht mehr zu jedem Roman, der gerade in den Salons und den Zeitungen Triumph ist; aber immer wieder lehrt er zu den Schriftstellern zurück, die ihm einmal im Leben starke Förderung und Klärung geboten.

Es ist lange her, als ich durch die Lektüre Nietzsches auf Jacob Burckhardt aufmerksam wurde. Ich war damals grüner Polytechniker in Zürich, und es machte mir einen starken Eindruck, als ich in der Polytechnikusbibliothek die Kultur der Renaissance verlangte, ich das offenbar nicht sehr gelesene Exemplar zum größten Teil auffschneiden mußte. Burckhardt gehört auch heute noch zu den mehr beprochenen als gelesenen Schriftstellern, und das ist schade, denn er gehört zu den wenigen weitsichtigen Universalmenschen, die das verspezialisierte 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, und von denen alles, aber auch schlechthin alles lesbar ist und zwar wiederholt lesbar. Bei seinem innern Reichtum, seiner Fähigkeit geistigen Erratens, seiner Gerechtigkeit, seiner Wissensfülle weiß man nie, ob man nicht immer von neuem ungeahnte Entdeckungen macht. So dürfen neue Publikationen über Burckhardt mit Recht auf unser Interesse Anspruch machen. Auch der vorliegende Band von Werner von der Schulenburg, der Jacob Burckhardts Jugend bis zur Zeit seiner ersten größeren Publikationen beleuchtet, bietet eine Fülle von Wichtigem.

Burckhardt träumte früh vom Dichterruhm, rang sich aber immer deziiderter zur Erkenntnis durch, daß Kulturgeschichte sein eigenstes Gebiet sei. So wurde er ein Lehrer mit stark künstlerischem Einschlag, und wurde es sein Schicksal, eine ungeheure Gelehrsamkeit durchsichtig, klar, anschaulich, kurz, künstlerisch zu gestalten.

Früh reisen Erkenntnisse in ihm, die er sein Leben lang festhält, so z. B., daß die Kultur nichts national Gebundenes sei, sondern daß das Abendland eine gemeinsame Kultureenheit darstelle; so auch in dem Vorrangskonflikt zwischen Inhalt und Form in den Künsten die Überzeugung der Bedeutung von beiden. („Der Gegenstand ist keine beliebige Hülle für bloße künstlerische Gedanken.“) Auch fragte er sich zuweilen, was man an künstlerischen Gestalten hätte, wenn sie lebendig würden. Zwiespalt zwischen Inhalt und Darstellung entsättigte die Kunst. Das gehört nämlich zum Charakteristischen und macht einen Teil der Größe Burckhardts aus, daß er, dem die schöpferische Freiheit des Individuums über alles ging, doch an der entscheidenden Bedeutung des Ethos jederzeit festhielt. Es muß eine erschütternde Erkenntnis für ihn gewesen sein, als er es als seine spezielle Aufgabe empfanden lernte, die hohen geistigen Werte der europäischen Kultur durch diese „Zeit der Räder“ hindurch zu retten und die Kontinuität der Überlieferung zu wahren. „Untergehen können wir alle, ich aber will wenigstens das Interesse aussuchen, für welches ich untergehen soll, nämlich die Bildung Alteuropas.“

Freilich war bei all dem Burckhardt schon merkwürdig früh ein vorsichtiger Basler, der wohl Freude an allem Schönen hatte, auch wenn es sich in unruhigen Geistern zeigte; der aber, sobald die Unruhe akut wurde, wie bei Gottfried Kinkel oder wie bei den Freischarenzügen, sich voller Misshagen abwendete. Wie ganz anders war da das Jugendverhalten vollschöpferischer Künstler wie Gottfried Keller, Richard Wagner, Gottfried Semper! Auch Nietzsche

gegenüber blieb er trotz vielfacher Bewunderung in einer mehr ablehnenden, unbehaaglichen Verwunderung stehen, ohne den Schlüssen des einstigen Fakultätsgenossen irgendwie gegenüberzutreten.

Kurz, auch in dieser reichen Natur zeigen sich Grenzen, die wohl mit die innere Tragik dieses seltenen Menschen bedingen.

Ursprünglich eine stark gesellig veranlagte Natur, die nach Liebe und Freundschaft verlangte, vereinsamte er immer mehr und mußte sich mit dem subtilen, aber etwas dünnen Glück des Erkenntnismenschen zufrieden geben.

U. W. Zürcher.

## Fernweh.

Von Walter Schweizer.

Das ist eine Eigenschaft, ein Zustand, eine Krankheit, wenn man will, die, wie das Heusiebel oder die bekannte Müdigkeit während der Fliederblüte, jeden phantasievollen Menschen befällt, wenn der Sommer Einkehr halten will. Und vielen liegt die Wandersehnsucht einfach im Blute, für die kein Dichter einen glücklicheren Ausdruck fand als Eichendorff. Man reist heute unpoetischer als zu Eichendorffs Zeiten. Die Postkutsche ist eine historische Erinnerung geworden. Aber das Fernweh kann den ihm Verfallenen auf einem dampferfüllten, lärmduchbrausen Bahnhof ebenso packen wie auf stiller Dorfstraße, durch deren Frieden der Postillon fährt. Ja, uns moderne Kulturmenschen vermag sogar das Kursbuch anzuregen. Wer über die Zauberkraft der Illusion verfügt und schon einmal im Leben Gelegenheit hatte, seine Reiselust uneingeschränkt zu betätigen, dem ist diese Zusammenstellung der Fahrpläne kein Pflichtwerk mehr. Dem grüßt und blüht es auf allen Seiten, und mit dem Namen der Ortschaften steigen liebliche Sodden auf mit weißen Häusern und duftigen Gärten, eingebettet in grüne Wälder, die ihr schönstes Kleid angezogen haben. Das Nadelaroma und die reine Höhenluft meint er einzutragen im geschlossenen Zimmer seines Heims und das Brausen des Meeres, wenn der Sturm es aufwühlt, übertönt dem Ohr das einförmige Geräusch des Stadttrubels. Eine solche verwirrende Fülle von lockenden Schönheiten tut sich in einem Kursbuch auf, daß ein Menschenleben kaum ausreicht, um das alles aufzunehmen.

Das Fernweh ist eine Stimmungsache. Wie ja das Heimweh auch. Das Heimweh stellt sich auch bei Naturen ein, die es draußen tausendmal besser trafen als in den dürftigen Verhältnissen, wo ihre Wiege stand. Auch das Fernweh fragt nichts daran, ob die Fremde, das Weite Unbequemlichkeiten und Gefahren birgt, verblaßt auch nicht, nachdem man einmal tüchtig herauskam und die erste Neugierde auf die unbekannte Weite gründlich befriedigte. Aus dem vollkommenen Glück des heimischen Friedens reißt es schmerhaft heraus.

Fernweh — Ein weißes Wölkchen, das über den Horizont zieht, und auf dem eine besonders feine Beleuchtung liegt, kann es wecken — ein Schwabenzug, der durch die Lüfte schwirrt, der Schrei eines Vogels, der vom Süden kam, oder der weiche, sehnuchtsvolle Sang der Drossel am Abend oder süßen Sommernorgen. Einer der gefährlichsten Anlässe ist jener wundervolle blaue Duft über den Dingen der Ferne, über Wäldern und Bergen, die die Perspektive eines Rundblickes abschließen. Wer unter den verschiedenen Tönungen der Farbe dieses eigentümliche Nebelblau benennen wollte, müßte ihm den Namen „Sehnsuchtsblau“ verleihen.

Doch der Bazillus des Fernwehs droht den Stadtbewohner auch von der Berührung mit prosaischen Dingen. Ganz bedenklich für den Fernwehfranken sind die künstlerischen, wirkungsvollen Reklameplakate in den Wartehallen der Bahnhöfe. Sie peinigen mit klängvollen Namen erlebener Naturzenerien und prächtigen Bildern bunter Fluren und lockender Berge, verschneiten Gräten und lieblicher Seen-

gestade. Doch auch schon der Umkreis eines Bahnhofes erweist sich für besonders Unfällige bedrohlich. Mancher braucht bloß eine kofferbeladene Droschke zum Bahnhof fahren zu sehen und sein Geist ist nicht nur dem klapperigen Gaul bis zum Bahnhof voraus, sondern überflügelt auch die Lokomotive und ist tausendmal früher in den Bergen als jener Reisende, der ihn gar nichts angeht — sich auch nur das Billet bestellte. Und wandelt, wenn jener die Fahrkarte glücklich besitzt, schon längst jenseits des Lötschbergs in sonnigen Gefilden, falls er nicht vorzog, sich gegen den Genfersee zu wenden, um auf der Hinfahrt die Schönheiten der Berge kennen zu lernen. Ein Rausch, eine Ekstase seliger Minuten... der andere aber — der in der Droschke, der vielleicht ein Geschäftsreisender ist, und den der einzige Gedanke beschwingt, irgendwo in einem Ort des Schweizerländchens einen vorteilhaften Abschluß für Stoffe oder Sprungfedernmatratzen zu machen — läßt sich gleichgültig in die wirkliche Ferne befördern, und der Träumer kommt bald wieder zur Besinnung.

Leute, die mit einem Rucksack durch die Straßen gehen, die Schaufensterauslagen der Sporthäuser, Ansichtspostkarten, die man empfängt — eine ausländische Briefmarke, ein Flieger — sie alle vermögen das empfindliche Objekt mit Fernwehfeuer zu infizieren. Man sollte Menschen, die so wenig immun sind, niemals zum Begleiten oder Abholen anderer auf den Bahnhof lassen. Man könnte sie unter Umständen direkt um den Verstand bringen.

Jetzt hat der Sommer laut Kalender schon seine schönsten Tage gelebt, und nun kommt die Zeit, in der die Natur ihr Hochzeitskleid anlegt. Da wächst denn unter solchem Zauber auch die Sehnsucht riesengroß. Aber es hilft gar nichts, daß man sich und seinen Koffer nun auch auf die Eisenbahn setzt und in die weite Welt saust. Das Fernweh wird, wer einmal damit behaftet ist, sein Leben lang nicht los. Über eine Garantie gewährt es ihm: der Fernwehkranke kann niemals zum Philister werden. Und das ist auch etwas in diesen Tagen des schönen Sommers... und der Reisezeit....

### Vom Kiebitz.

Man muß den Kiebitz etwa in Holland oder Dänemark gesehen haben, wo er durchwegs noch zahlreich ist, um zu erfahren, welche Bedeutung er für die Belebung der Landschaft hat. Er ist ein Vogel der Ebene. Er will die Nähe des Wassers haben. Die Kleinebewelt um dasselbe herum bietet ihm seine Nahrung. Je weniger die Gegend bebaut

ständen mit. Da nämlich, wo in der Schweiz nicht die schützende Hand über die Brutstätten des Kiebitzes gehalten wird, ist er wohl bald ganz verschwunden. Die Heimat wäre



Brütender Kiebitz.

(Phot. W. Siegfried.)

um eine ihrer Zierden ärmer. Aber glücklicherweise hat der weitsichtigere Vogelschutz erkannt, daß nunmehr seine Bemühungen auch solchen Vögeln gelten müssen, bevor es zu spät ist. So hat die führende Schweizer Gesellschaft für Vogelkunde und Vogelschutz (S. G. V. B.) in den letzten Jahren eine ganze Reihe Schutzgebiete geschaffen, wo auch unser Vogel nunmehr ungestört seine Brutnester hochbringen kann. Das ist nämlich gar nicht so leicht. Frei am Boden steht das einfache Nest mit vier gelbgrünen, hübschen Eiern, die zwar dank ihrer Schutzfarbung sich nicht stark von ihrer Umgebung abheben. Aber die Brutzeit ist lang. Während derselben schleicht manches Tier, das ein Ei nicht verachtet, vorbei. Der schlimmste Feind war aber vielfach der Mensch, der die eßbaren Eier — sie gelten sogar als besondere Delikatesse — raubt, oder sie vielleicht auch aus lauter Dummheit verdirst. Dann, wenn die kleinen hübschen Jungen ausgeschlüpft sind, um als echte Nestflüchter ihre Geburtsstätte nach wenigen Stunden zu verlassen, sind sie noch nicht allen Gefahren entronnen. Während vielen Tagen müssen die Küklein wachsen, bis ihre Flügel sie tragen und sie fliegend dem Verderben entfliehen können. Vorher ducken und verbergen sie sich unter Grasbüscheln usw. Schlimme Feinde der Brutnen sind die Krähen. Sie passen auf, um in ihrer Schlauheit immer wieder einen Überfall zu versuchen. Freilich sind die Kiebitze sehr wachsam. Ja, sie sind die Wächter des ganzen Brutgebietes. Nimmt einer von ihnen etwas Verdächtiges wahr, so erhebt er sich „Kiwi! Kiwi!“ rufend in die Luft. Alle Artgenossen eilen ihm zu Hilfe: Lachmöwen, Rotschenkel usw. schließen sich an und den gemeinsamen Anstrengungen muß der Eindringling zumeist weichen. Allerdings nur dann, wenn die Zahl der brütenden Kiebitzpaare groß genug ist, gelingt dieses Vertreiben. Immer brüten so viele Paare wie möglich nahe beieinander. Nur so, in Kolonien, fühlen sie sich sicher und sind es auch in Wirklichkeit. Sind sie nicht mehr zahlreich genug, so können sie sich der Feinde nicht erwehren; eine solche Brutt Kolonie ist dem Untergang geweiht.

Schon zeitlich im Frühjahr treffen unsere Brutt Kiebitze bei uns ein. Aber auch schon früh, im Spätsommer, ziehen sie wieder fort. Jedoch noch lange wandern, vom Norden her kommend, große Flüge bei uns durch. Im Oktober habe ich schon Scharen von ungefähr 500 Stück auf Aedern angetroffen. Ein wunderbares Bild, wenn der ganze Schwarm sich hoch in die Luft erhebt!

Doch bedarf es gar nicht solcher Massen, um das Auge zu erfreuen. Wenige Paare beleben die Einsamkeit eines Mooses oder Riedes auf das Schönste. Die Natur hat den



Junger Kiebitz.

(Phot. P. Schnoef.)

ist, je lieber ist sie ihm offenbar. Ins Gebirge steigt er nicht hinauf. Das ist wohl ein Grund dafür, daß er bei uns so selten geworden ist. Sicher spielen aber noch andere Um-